

Bedeutung der Beziehung für das schulische Lernen

Die Beziehung zwischen LehrerInnen und SchülerInnen ist das Um und Auf für den Lernerfolg. Lernen – im Sine einer lebenslangen Lernfähigkeit – ist bekanntlich der Hauptzweck von Schule in Österreich. Wie wir wissen, ist Lernen vielfach blockiert. Gerade rund um die Pubertät gelingt es oft sehr schwer, wirksame Lernprozesse in Gang zu setzen. Vielfach ist ein positives Leistungsselbstwertgefühl gar nicht entwickelt. In sehr wenigen Fällen sind begabungsmäßige Ursachen dafür verantwortlich. Viele Kinder und Jugendliche bringen sozial-emotionale Defizite aus ihrer Herkunftsfamilie mit in das schulische Getriebe. Der Hunger nach Beziehung wird generell stärker. Warum? Weil durch das alltägliche getrieben sein vieler Eltern, durch das Kleinerwerden der familiären Strukturen, durch die immer stärker wirksam werdende arbeitsteilige Gesellschaft Bindungsdefizite größer werden. Bekanntlich ist der Mensch unbedingt darauf angewiesen an wenigstens eine Person (wer auch immer) verlässlich gebunden zu sein. Diese Bindungsnotwendigkeit ist ein hohes zerbrechliches Gut, allgemein ist die Bindungsqualität in der Gesellschaft und damit in den Elternhäusern im Sinken. Dieser Hunger nach Beziehung ist also eines der zentralen Hindernisse für wirksame Lernprozesse. Was

kann auf diesem Hintergrund getan werden, wie kann Schule kompensatorisch wirksam werden?

Es geht darum, im schulischen Prozess, so gut es geht, tragfähige Beziehungsstrukturen zu etablieren. Eine Klassengemeinschaft als zufällig zusammengestellte Gruppe von Menschen muss zu einer lernenden Gruppe geformt werden. Je besser die Beziehungen der SchülerInnen untereinander sind und je besser die Beziehungen der SchülerInnen zu den Lehrerinnen und Lehrern sind, desto besser funktioniert das Lernen. „Druck erzeugt Angst, Beziehung ist die Grundlage dafür, dass freiwillige Leistung möglich wird“: Dieses Zitat von Günther Funke beschreibt am besten, worum es geht: eben jene Beziehungsstruktur zu ermöglichen, die innerhalb der (engen) Grenzen des schulischen Getriebes entwickelbar sind.

Der LehrerInnenberuf ist ein sozialer Beruf. Die Beziehungsnotwendigkeit wird quasi auferlegt; diese hat natürlich auch ihre Grenzen in der individuellen Beziehungsbereitschaft jedes Menschen. Es geht darum, eine gute Balance zu entwickeln zwischen Distanz und Nähe, zwischen Einfühlung und Führung. Die Etablierung dieser Beziehungskultur ist eine große Kunst und eine hohe Verantwortung, gewisse Grenzen nicht zu überschreiten.

Von Joachim Bauer wissen

wir, dass das menschliche Gehirn Beziehungsinputs in neurobiologische Reaktionen verwandelt.

Diese zeigen sich in der Freisetzung von Neurobotenstoffen und in Veränderungen im Bereich der Genaktivierung. Vor allem das „Wahrgenommen-Werden“ erzeugt Dopamin-Ausschüttung sowie das Gefühl von „Identität“: Niemand möchte gerne dort, wo er/sie sich befindet, ein „Durchläufer“ sein, d. h. dass es egal ist, ob jemand anwesend ist oder eben nicht.* Aus der „Spiel-Neuron-Theorie“ wissen wir, dass positive beziehungsorientierte Zuwendung beim Empfänger die gleichen Gefühle erzeugt, wie sie im Sender vorhanden sind.

Annehmende, respektierende, zuversichtliche Gefühle erzeugen also bei

SchülerInnen Annahme, Respekt und Zuversicht. Wir sollten also nie vergessen, dass Investitionen in Beziehungen immer auch positive Effekte zeitigen, wenngleich manchmal sehr zeitversetzt.

Verstehende Zuwendung und pädagogische Führung sind kein Widerspruch und stellen die Grundlage dar für ein gelingendes pädagogisches Setting. Dafür ist es allerdings notwendig, dass LehrerInnen ein Stück ihrer Persönlichkeit in die Waagschale legen und diese Beziehungsbereitschaft als Haltung vorleben. Beziehung ist das pädagogische „Missing-Link“; sie ist auch die einzige Chance für wirksame Verhaltensänderung.

Dr. Josef Zollneritsch

*Siehe dazu: Joachim Bauer, Lob der Schule: Sieben Perspektiven für Schüler, Lehrer und Eltern, Hoffmann und Campe, 2007

Sie kennen Wenzel Lüdeke nicht?

Natürlich nicht! Werden Sie sagen. Und dennoch! Jeder von uns kennt ihn oder, besser gesagt, das, was er produziert. Seine Firma in Deutschland ist zuständig für das Synchronisieren englischsprachiger Filme. „Man geht also mal die Treppe hoch.“ Oder „Iss deinen Quarkkloss und tschüss!“. Diese Liste von Beispielen kann beliebig fortgesetzt werden. Das Fatale ist nun aber, dass viele Österreicher der Ansicht sind, es handle sich dabei um deutsche Hochsprache

und alle österreichischen Ausdrücke seien minderwertig. Besonders oft bedienen sich Kinder, die viel Zeit vor dem Fernseher verbringen und wenig Ansprache im Elternhaus haben, dieser „Sprache“. Auch für nach Österreich Eingewanderte scheint dies das „richtige“ Deutsch zu sein. Um Bewusstmachung und auch um Hintanhaltung dieser Entwicklung bemühen sich Sprachforscher der Universität Graz unter der Leitung von Univ. Prof. Dr. Muhr.

Heidrun Gollesch